

Schriften der Sudetendeutschen Akademie  
der Wissenschaften und Künste  
Band 36  
per aspera ad astra  
Klasse der Künste und Kunstwissenschaften

BARBARA KÖNIG

## **Mein Hitleraufsatz**

Meine sieben Jahre im Dritten Reich, von denen sechs Jahre Schulzeit waren, begannen so, wie sie enden sollten: mit einer Flucht nach Deutschland. Nur, daß die erste weder lebensgefährlich noch endgültig war, ja nicht einmal zwingend. Es war September 1938 im böhmischen Reichenberg, der Einmarsch der deutschen Truppen stand bevor, Schießereien mit den Tschechen waren zu befürchten, und Frauen mit Kindern wurde Gelegenheit gegeben, die turbulente Zeit im Reich zu verbringen. Mama, reiselustig wie immer, hatte zugegriffen. Ich war knapp dreizehn Jahre alt, ein Jahr jünger als mein Bruder.

Ich hatte gehofft, das flotte Deutschland zu finden, das ich aus Romanen kannte; doch schon die Fahrt ernüchterte mich: die Menschen auf den Bahnhöfen, die uns Butterbrote und Kaffeebecher durch die Fenster reichten, sahen einander so ähnlich in ihren Uniformen und Bewegungen, daß ich schon nach der dritten Station glaubte; im Kreise zu fahren. Außerdem maulte ich, weil ich zu Hause angefangen hatte, Quo Vadis zu lesen, und das dicke Buch auf Mamas Rat nicht mitgenommen hatte; jetzt reute es mich.

Die zwei Wochen, die wir in einer Jugendherberge im Sauerland verbrachten, erschienen mir vollends wie ein mißglückter Ferienaufenthalt: schöne Gegend, blauer Himmel, aber spartanische Unterkunft, Pfefferminztee; Kartoffelernte, jungdeutsche Erbauungsbücher, dazwischen Nachrichten aus dem Volksempfänger, um braust von tosendem Jubelgeschrei: das waren unsere zurückgebliebenen Landsleute, die den Einmarsch der Befreier begrüßten – das Sudetenland war heimgekehrt ins Reich.

Ich wußte, daß wir Grund zum Jubel hatten, weil wir Deutsche waren, Teil einer von den Tschechen benachteiligten Minderheit. Daß ich außerdem je eine tschechische und eine halb ungarische Großmutter hatte (dazu einen nicht bekannten Großvater) und daß meine beiden Eltern noch als k.u.k. Österreicher aufgewachsen waren, kümmerte mich nicht, ich hatte andere Probleme. Zwei Jahre zuvor war mein Vater gestorben, er hatte sich das Leben genommen, keiner wußte, warum. Mit ihm war unsere feudale Kindheit versunken, der Friedländer Park, das Hupmobil, die Pferde, der Landauer, Fini, die unsere Kindheit beschützte, Kati, die Köchin, und Bürger, der Chauffeur. Seither hatte ich alle meine Energien auf den Versuch verwendet, mich auf meinen neuen Status einzustellen: Halbwaise in bescheidenen Verhältnissen.

Nun plötzlich kam Entlastung von außen, die Umwelt war 'in Bewegung geraten, wohin, das war nicht meine Sache; gespannt sah ich die Fahnenpracht, die uns bei unserer Heimkehr überraschte, hörte die triumphale Marschmusik und wartete auf mehr; so etwa wie ein Mensch; der mit Zahnweh im Kino sitzt und auf eine atemberaubende Handlung hofft, um seinen Schmerz zu vergessen. Vieles geschah, doch nichts Sensationelles. Neue Lehrer und Mitschüler tauchten auf, die an ihrem Tonfall als Reichsdeutsche zu erkennen waren, alte Bekannte trugen plötzlich Uniformen; die sie fremd erscheinen ließen. Die Lehrer begannen den Unterricht mit ausgestrecktem Arm, und die Klasse hatte mit einem lauten »Heil Hitler« zu antworten. Wie eine Fremdsprache lernte ich ein neues Vokabular an Parteausdrücken.

Daß neben den vielen neuen Gesichtern manches andere verschwunden war, merkte ich kaum. Die Freunde meines Vaters aus der Schlaraffia zum Beispiel, ein ganz bestimmter Typ in Stadtpelz und Melone, die wie er die Dohle lüfteten und einander mit »Lulu« begrüßten – diese Freunde hatte ich schon mit Papas Tod aus den Augen verloren, ich wußte nicht, daß sie erst jetzt wirklich gegangen waren.

Wir wechselten die Schule; zusammen mit den anderen Mädchen zog ich aus dem gemischten Realgymnasium in die neue Oberschule für Mädchen, und im Gegensatz zu meinen klagenden Mitschülerinnen gefiel mir dieser Umzug. In unserer Familie gab es außer mir keine Mädchen, ich war mit einem Bruder und vier Cousins aufgewachsen, von Karl May und Tom Shark bis zu Messerwerfen und Jiu Jitsu hatte ich alles aufgenommen, was ein Junge braucht, nun, fand ich, war es Zeit, die Welt der Mädchen kennenzulernen.

Daß dieser Zeitpunkt ausgerechnet mit der ersten großen BdM-Welle zusammenfiel, war mein Pech. Noch war es nicht Zwang, sondern eine Ehre, in diesen Bund aufgenommen zu werden, die Mädchen drängten sich danach, die Uniformen beherrschten bald das Bild unserer Klasse, man sprach von Rangabzeichen, Knoten und Schnürchen. Ich war durchaus bereit, dazuzugehören, und ich hätte auch dazugehört, wenn nicht zweierlei mich davon abgehalten hätte: das erste waren die sehr rhythmischen Lieder, die den Verstand ausschalteten, ein Effekt, der mich erst stutzig und dann widerspenstig machte: ich wollte diesen Zauber nicht; ich hatte ja gerade erst mein Hirn entdeckt. Der zweite Punkt war die schier unaussprechliche Öde, die von den »Schulungen« ausging und mich in einen beängstigenden Zustand geistiger Lähmung versetzte. Ob es um völkische Ideale, Rassendenken oder Führertreue ging – das Ganze strömte einen Geruch selbstgerechter Bravheit aus, der mir zutiefst widerstrebte; ich ging nicht mehr hin.

Obwohl ich im Gruppenleben versagt hatte, blieb mein gutes Verhältnis zu den Mitschülerinnen bestehen, ob sie im BdM waren oder nicht. Niemand versuchte, mich zu beeinflussen, genauso wenig wie unsere einzige jüdische Mitschülerin aus der Klassengemeinschaft ausgeschlossen wurde. Politische Einstellung, so schien es, war immer noch Privatsache.

Das betraf auch die Lehrerinnen. Daß die meisten von ihnen Parteiabzeichen trugen, war mir gleichgültig, wenn sie nur fesselnd waren, oder zumindest sympathisch.

Mit unserem Klassenvorstand, einer kleinen, blondierten, durch ein Hüftleiden behinderten Dame, verband mich ein jahrelanger zärtlicher Kampf wegen meiner Weigerung, Geschichte oder Erdkunde zu lernen, der sich erst bei unserem Wiedersehen nach dem Krieg zu meinen Gunsten entschied: »Du hast ganz recht gehabt,« sagte sie, »daß du das nicht lernen wolltest.«

Dr. G. H. war die beste Lehrerin, die ich je gekannt habe; sie unterrichtete die naturwissenschaftlichen Fächer mit einer Leidenschaft, die ganze Jahrgänge von Schülerinnen mitriß. Und ich könnte schwören, daß ihr Ton anders wurde, trocken, distanziert, wenn sie von den biologischen Theorien der Nazis sprach: man brauchte da nichtmizudenken. Sie war es auch, die die Hand aufs Herz legte womit sie gleichzeitig ihr Parteiabzeichen verdeckte und sagte: Ich kann es nicht verantworten, Ihnen den genialen Schöpfer der Psychoanalyse zu verschweigen und »Sigmund Freud« an die Tafel schrieb. Das ließ mich aufmerken: eine persönliche Verantwortlichkeit außerhalb der Vorschriften? Daran hatte ich noch nicht gedacht.

Die Frau, deren Ehrgeiz darin zu liegen schien, die Grundsätze des NS-Regimes so getreu wie möglich auf unsere Schule zu übertragen, die uns zu Führerreden im Turnsaal versammelte und unseren Blick auf das allgegenwärtige Hakenkreuz lenkte, war Dr. K., die Direktorin. Sie war eine starke Persönlichkeit. Groß, ein wenig vorgebeugt, das graumelierte Haar zu einem unordentlichen Knoten aufgesteckt, ein Paket Bücher unter dem Arm, von einer losen Strickweste umweht, die hellen, scharfen Augen überall, so fegte sie durch die Gänge unserer Schule, und wenn sie den Arm zum Führergruß hochriß, dann war das mehr als eine bloße Geste, dann war das Autorität. Wahrscheinlich hat sie Hunderten von Mädchen das Zerrbild einer Weltanschauung vermittelt, das ihnen wie ein hartnäckiges Gift noch Jahre und Jahrzehnte zu schaffen machen sollte, und doch, absurd genug, war sie es, die mich das Zweifeln lehrte, den ersten Schritt zur bewußten Kritik.

Wir hatten sie in Deutsch, und Deutsch war mein Glanzfach. Sie förderte mich. Sie ermutigte meine kleinen Gedichte und das, was sie mein kritisches Denkvermögen nannte, sie lobte meine Arbeiten, auch wenn sie das nationale Thema verfehlten, sie ließ mich wachsen. Dann geschah die Sache mit dem Hausaufsatz, wir sollten an einem großen Mann der deutschen Geschichte die nationalen Wesenszüge darstellen, Vaterlandsliebe, Willenskraft und wie sie alle hießen. Ich weiß, daß ich zuerst Bismarck nehmen wollte, ihn aber dann zu zeitraubend fand und statt seiner Hitler wählte. An dieser sauber ausgesägten Kunstfigur war jede deutsche Tugend mühelos aufzuhängen, in einer halben Stunde war ich fertig, ich brauchte ja nur wiederzugeben, was ich aus der Direktorin eigenem Munde wußte. Umso erstaunter war ich, als sie mich nach der nächsten Stunde an ihr Pult rief. Vor ihr lag mein Aufsatz. Sie wartete, bis die anderen gegangen waren, legte die Hand auf das Heft und fragte: »Warum hast du das geschrieben?« Ich wußte keine Antwort. Ausgerechnet du, sagte Dr. K., schüttelte den Kopf, stand auf und ging.

Dieses knappe Wort löste in mir Denkprozesse aus, die ich bis dahin vermieden hatte. Eine Lawine von unterdrückten Wahrnehmungen und Erinnerungen brach über mich herein, eine Zeit der Verwirrung begann: Wie war das? Der Judentempel hatte gebrannt, und man hatte uns weisgemacht, daß dies ein Aufstand

deutschen Blutes gegen die jüdischen Volksverderber gewesen sei. Ich wußte, daß das nicht stimmte, denn mein Bruder hatte Stunden vor dem Brand zufällig mit angesehen, wie Feuerwehrleute Schlangen aus Werg um die Kuppel der Synagoge legten; außer ein paar verwunderten Zuschauern hatte es kein Publikum gegeben, von Aufstand konnte keine Rede sein. Ich hatte diese Lüge hingenommen und mich nur für die Frage interessiert: was fühlt ein Feuerwehrmann, der gezwungen ist, Feuer zu legen, statt es zu löschen? Da war so viel Ungereimtes. Nachbarn flüsternten Gerüchte: Sound so hatte einen politischen Witz erzählt, So und so war verhaftet worden. Ein Hitlerjunge hatte seine Eltern denunziert, man hatte die Eltern nach Bautzen gebracht. – Das Zuchthaus Bautzen sei jetzt ein Konzentrationslager. Das Wort war mir neu, und eine Zeitlang glaubte ich, es handele sich dabei um ein Lager, in dem die Regimegegner zur Konzentration, d. h. zur Besinnung gebracht werden sollten.

Mamas Prager Cousine kam aus dem »Protektorat« und berichtete von Massenverhaftungen durch die Gestapo: sie hatten nicht nur Tschechen, sondern auch deutsche Emigranten mitgenommen. – Was sagt ihr jetzt? – Mama sagte: »Ein Glück, daß euer Vater nicht mehr lebt, der hätte nie den Mund gehalten, den hätten sie längst abgeholt.«

Verwirrung: Das ältere jüdische Ehepaar in unserem Haus, ehemalige Besitzer eines Delikateßgeschäftes, durfte auf der Bank im Privatgarten der Hauseigentümerin sitzen, weil ihm die Benutzung der Arierbänke untersagt war. Doch nun empörte sich die NS-Hauswirtsfrau, eine dicke, lustige Person, der man solch eifernden Ernst nie zugetraut hätte; keiner von uns widersprach. Kurz darauf stand die Bank wieder leer. Es war eine gespenstische Leere, ich sah es, aber ich sah auch schnell wieder fort.

Das Chaos wuchs, ich begann schlecht zu schlafen, meine ohnehin sehr ungleichmäßigen Leistungen in der Schule sanken ab. Von außen kam keine Hilfe. Mein wortkarger Bruder brachte einen Spruch nach Hause: »Right or wrong, my country.« Das half, doch nur für fünf Minuten. Und Mama, mit komplizierten Fragen bedrängt, hatte nichts als einen Seufzer: »Es gibt eben überall solche und solche, man muß das trennen.« Ich versuchte, zu trennen, und die Menschheit zerfiel mir in Hälften über Hälften: gute Deutsche und schlechte Deutsche, schlechte Deutsche und böse Deutsche; Deutsche und Tschechen, Arier und Juden; jüdische Deutsche und arische Tschechen? Dazu noch die zahllosen Ausnahmen. Was blieb, das war, von Fall zu Fall, der einzelne. Der wiederum zerfiel in Hälften über Hälften...

Mitten in diesen verzweifelten Orientierungsversuch meiner vierzehnjährigen Existenz hinein fiel der große Glücksfall dieser Jahre, der anfangs wie ein Unglück aussah: ich wurde krank. Zunächst war es eine doppelte Kinderkrankheit, Scharlach mit Diphtherie, dann ein Anfall von Gelenkrheumatismus, danach die tödliche G-fahr, ein Herzkollaps und noch ein Herzkollaps, man mußte das Schlimmste befürchten. Inzwischen war der Krieg ausgebrochen, ich erfuhr es nur nebenbei, denn Radiohören wie Lesen war mir von den Ärzten verboten, es berührte mich kaum, ich döste glücklich vor mich hin, auf eine nicht erklärbare, doch völlig zweifelsfreie Art wußte ich mich gerettet.

Als ich fünf Monate später auf schwachen Füßen wieder zur Schule ging, hatte ich zwei wichtige Atteste in der Tasche. Das erste befreite mich vom Dienst im BdM,

der seit Kriegsausbruch keine Ehre mehr war, sondern Pflicht. Das zweite ersparte mir jede weitere Leibesertüchtigung, die mich eine tägliche Überwindung gekostet hatte und dazu noch viele Nachmittage auf dem Sportfeld vor der Stadt. Daß ich gleichzeitig auf meine liebsten Hobbies verzichten mußte, Tennis und den Ballettunterricht samt Steptanz und Akrobatik, erschien mir als ein nicht zu hoher Preis.

Die nächsten beiden Jahre waren die glücklichsten meiner Schulzeit. Ich war auf einmal frei. Hausaufgaben machte ich in der Schule, während die anderen turnten und marschierten; an den Nachmittagen las ich, schrieb seitenlang Gedichte und ging ins Kino. Und vor allem: ich hatte ein Alibi, ja die Verpflichtung, mich um meine Gesundheit zu kümmern, und um sonst nichts. War ich bis dahin ein wildes und ungehorsames Kind gewesen, so wurde ich nun vor Dankbarkeit fast sanft, was meiner Umgebung als ein ernstes Zeichen meiner Krankheit erschien.

Eine beispiellos brutale Wirklichkeit riß mich aus dem Traum: es war Sommer 1942, die Nazis nahmen ihre furchtbare Rache für das Attentat auf Heydrich, alle Verbindungen nach Prag rissen ab, Böhmen schwamm im Blut. Gleichzeitig verschärfte sich der Terror auch für uns. Unvermittelt wurde Mama auf das Amt für »Rasse und Volksgesundheit« befohlen; dort eröffnete ihr eine offenbar fanatische Nazi-Ärztin – sie hieß Dr. Bahr, manche Namen merken sich – daß mein bisher unbekannter Großvater väterlicherseits ein ungarischer Jude gewesen sei. Sie warf Mama ihre »instinktlose Gattenwahl« vor und machte sie verantwortlich sowohl für den Selbstmord meines Vaters als auch für die dekadente Erbmasse und die ruinierte Zukunft ihrer Kinder; nach Lage der Dinge komme ein Universitätsstudium für uns nicht in Frage.

Es war diese Drohung, noch mehr als Mamas Verstörtheit, die mich zwang, zu handeln. Mit meinem Bruder war nicht zu rechnen, er wurde gerade als Bordfunker zur Luftwaffe eingezogen. Mama selbst war kriegsdienstverpflichtet und arbeitete in einem Büro der Reichsbauernschaft. Die Behörden in Reichenberg verwiesen mich an das Reichssicherheitshauptamt für »Rasse und Siedlung«. Ich fuhr nach Berlin.

Über diese Reise habe ich an anderer Stelle berichtet; sie führte mich zum ersten Mal in die Stadt, von der ich seit meiner Kindheit träumte, und zeigte mir, gewissermaßen im selben Atemzug, was sie so nachhaltig zerstört hatte: den Apparat der Gewalt. Als ich drei Tage später heimfuhr, war der voreilige Bescheid der Reichenberger Dienststelle (der Großvater war mit seinem Anwalt verwechselt worden) zwar aufgehoben, dafür aber hatte ich mir ein Grauen eingehandelt, das mich auf Jahre nicht verlassen sollte. Für den Rest meiner Schulzeit behielt ich zwar die Freiheit, die meine Atteste mir verschafften, aber ich konnte sie nicht mehr richtig genießen; ich hatte meine Unbefangenheit verloren.

Im Februar 1944 verließ ich die Schule nach einem eiligen Kriegsabitur. Anstelle des Reichsarbeitsdienstes wurde ich der Presseabteilung der NS-Volkswohlfahrt zugeteilt; meine Aufgabe war es, über die Lager der Kinderlandverschickung, neu eröffnete Kindergärten und ähnliches zu berichten. Eine Woche später schon las ich in der Zeitung eine Annonce der Krankenhaus Direktion: »Deutschunterricht für ausländischen Mitarbeiter gesucht.« Ich meldete mich.

Dr. J. war Ukrainer, im Range eines deutschen Majors. Unsere Deutschstunden fanden in der Infektionsabteilung des Krankenhauses statt, deren Leiter er war. Ich

hatte keine Angst vor Scharlach und Diphtherie, ich war gegen beides immun. Wegen ich nicht immun war, das war die Liebe. Eine kurze, gefährliche Romanze begann. Anfang September wurde erst Dr. J., dann ich von der Gestapo verhaftet; Gründe wurden nicht genannt und wurden mir auch während der fünf Monate meiner Haft nicht bekanntgegeben. Was mir dagegen klar wurde, das war unter dem Gebrüll des berüchtigten Hauptwachtmeisters Wichtl in der Reichenberger Laufergasse daß ich, endlich, vom Zweifler und passiven Resistenzler zum Gegner des Regimes geworden war. Aber da war es kein Kunststück mehr, meine Chance hatte ich verpaßt, mir blieb und bleibt nichts als die brennende Bewunderung für alle, die sensibel genug sind, das Unrecht zuerkennen, selbst da, wo es als »Pflicht« erscheint, und mutig genug, zu reagieren, auch dort, wo sie selbst nicht unmittelbar betroffen sind.

Übrigens: Dr. K., meine frühere Direktorin, habe ich wiedergesehen, in den Fünfzigerjahren, in Düsseldorf, nicht lange vor ihrem Tod. Ich sagte: »Sie wissen gar nicht, wieviel ich Ihnen verdanke. Erinnern Sie sich an meinen Hitler-Aufsatz? « Aber sie wollte nicht davon sprechen und, was ich nie für möglich gehalten hätte: sie errötete sogar. Ich fragte nicht weiter, und das war mein Fehler, denn nun hat sie mir wieder einen Zweifel gelassen, noch dazu einen, der niemals geklärt werden wird: ist sie errötet, weil ich sie an ihre Nazizeit erinnerte, oder aber weil sie, vielleicht ein einziges Mal, ihren Führer verriet?